

## Einleitung

Das Gedicht „Im Winter“ von Georg Trakl aus dem Jahr 1913 handelt von einer Winterlandschaft, die als sehr düster und öde beschrieben wird. Alles wirkt trist und dem Untergang geweiht. Wie zu zeigen sein wird, fühlt sich der lyrische Sprecher des Gedichts von dieser düsteren Natur entfremdet und kann keinen Halt mehr in ihr finden.

*wichtige Angaben und  
Thema  
Deutungsthese*

## Hauptteil I

Das Gedicht besteht aus drei Strophen zu jeweils vier Versen. Der gleichmäßige Aufbau des Gedichts steht im Kontrast zum Inhalt, der eine unheimlich und bedrohlich wirkende Welt thematisiert. Auch das gleichmäßige Reimschema – ein umarmender Reim –, die regelmäßige Abfolge der Kadenzen in jeder Strophe und das weitgehend regelmäßige Metrum mit vier Hebungen in jedem Vers unterstreichen diesen Kontrast. Die Verse, in denen das einheitliche Metrum durchbrochen wird, wie beispielsweise die Verse 2 bis 6, 10 und 12, können als Anzeichen der inhaltlichen Disharmonie gedeutet werden. Besonders die Betonung des Wortes „Frost“ in Vers 12 kann dabei sinnbildlich als Ausdruck der Stimmung des gesamten Gedichts aufgefasst werden.

In der ersten Strophe beschreibt das lyrische Ich eine kalte und einsame Winterlandschaft. Es sieht Dohlen am Himmel kreisen und Jäger aus dem Wald kommen. In der zweiten Strophe werden der dunkle, schweigende Wald, ein Feuerschein aus den Hütten und ein in der Ferne hörbarer Schlitten erwähnt. Über allem geht langsam ein grauer Mond auf. In der letzten Strophe sieht das lyrische Ich ein verblutendes Wild und Raben in blutigen Pfützen. Eindrücke von bebendem Schilfrohr, Frost, Rauch und Leere beschließen das Gedicht.

*Formanalyse*  
– Strophen/Verse  
– Metrum  
– Reimschema  
*Wirkung formaler  
Aspekte*

*Zusammenfassung des  
Gedichtinhalts*



Im Gedicht gibt sich kein explizites lyrisches Ich zu erkennen, da kein entsprechendes Pronomen vorliegt. Stattdessen werden die Eindrücke und Wahrnehmungen des lyrischen Ichs in der Natur zumindest dem ersten Anschein nach assoziativ und zusammenhanglos wiedergegeben. Es handelt sich um scheinbar vertraute Eindrücke einer Winterlandschaft, die aber durch die Art und Weise, in der sie vom lyrischen Ich beschrieben werden, verstörend und grotesk wirken. Dadurch ergibt sich eine Doppelbödigkeit, in der aufscheint, dass die alte, vertraute Welt in den Augen des lyrischen Ichs unterhöhlt ist und zu einer unheimlichen und bedrohlichen Kulisse geworden ist, wovon die Dohlen (V. 3), die Jäger (V. 4), der huschende Feuerschein (V. 6), das verblutende Wild (V. 9) und die Raben in blutigen Gossen (V. 10) zeugen. In dieser kalten und teils unterschwellig, teils offen von Gewalt geprägten Natur fühlt sich das lyrische Ich nicht mehr heimisch, sondern vollkommen fremd. Dies wird besonders im letzten Vers deutlich, in dem von einem „Schritt im leeren Hain“ (V. 12) die Rede ist, der die existenzielle Einsamkeit des lyrischen Ichs zum Ausdruck bringt.

Verschiedene sprachliche Mittel verdeutlichen die Art und Weise, in der das lyrische Ich die Natur wahrnimmt. Die Anaphern „Der Acker ... / Der Himmel ...“ (V. 1–2) und „Ein Schweigen ... / Ein Feuerschein ...“ (V. 5–6) betonen durch die nüchterne Aufzählung der Eindrücke die Ernüchterung des lyrischen Ichs angesichts der Kälte und der Gleichgültigkeit der Natur und des Himmels. Mit der Personifikation „Der Himmel ist einsam und ungeheuer“ (V. 2) stellt das lyrische Ich die Abwesenheit eines Gottes fest. Gleichzeitig spiegelt sich darin dessen innere Befindlichkeit wider, da es sich einsam und verloren unter diesem unermesslich weiten und leeren Himmel fühlt. Die über dem Weiher kreisenden Dohlen (V. 3) und die aus dem Wald kommenden Jäger (V. 4) können als Metaphern für Tod und Gewalt gelesen werden, wodurch sich der Eindruck der düsteren und bedrohlichen Atmosphäre verstärkt. Durch die Alliteration „Ein Schweigen in schwarzen Wipfeln wohnt“ (V. 5) verdichtet sich dieses Gefühl des Unheimlichen und der Bedrohung. Die in dem Vers enthaltene Personifikation lässt die düstere Atmosphäre und die Unheimlichkeit noch greifbarer werden. Es scheint, als wäre der dunkle Wald zum Schauplatz eines Verbrechens geworden, das verheimlicht werden soll. Hierzu passt die Metapher „Ein Feuerschein huscht aus den Hütten“ (V. 6), die das Bedrohliche des Feuers und die Heimlichkeit des Huschens zu einem unheimlichen Bild zusammenfügt. Das Feuer wird gleichsam personifiziert und als Mittel des menschlichen Zerstörungswillens gezeigt. Lediglich die Schellen eines Schlittens scheinen ein heimeliges, tröstliches Gefühl zu vermitteln, sind aber nur „sehr fern“ zu hören (V. 7) und lassen so die Einsamkeit und Verlorenheit des lyrischen Ichs nur umso stärker spüren. Durch den aufsteigenden grauen Mond werden die Kälte und Gleichgültigkeit des Himmels und die Krankheit und Ödnis der Natur noch einmal bekräftigt. Auch der Mond wirkt aufgrund der Farbe „grau“ (V. 8) nicht lieblich und tröstend, sondern wie ein großer Stein, der völlig gleichgültig seine Bahn am Himmel zieht. Weitere Farben, die die Kälte, Gleichgültigkeit und Unheimlichkeit der Natur symbolisieren, sind die Farben Weiß in Vers 1, Grau in Vers 8 und Schwarz in Vers 5. Auch die Dohlen und die Raben sind grau bzw. schwarz und verkörpern Unheil und Tod. Die Farbe Gelb in Vers 11 verstärkt den Eindruck der kranken, öden, abgestorbenen Natur. Die Farbe Rot, die in Vers 8–9 mit dem Blut assoziiert wird, steht für Gewalt, Zerstörung und Tod. Das Oxymoron „Ein Wild verblutet sanft am Rain“ (V. 9) verdeutlicht die Gewalt, die der wehrlosen Natur angetan wird. Es wirkt durch den starken Kontrast der beiden Wörter „verblutet“ und „sanft“ grotesk und verstörend. Noch grotesker und verstörender erscheint das Bild der Raben, die „in blutigen Gossen“ „plätschern“ (V. 10) – ein albtraumhaftes Bild, das in seiner Unvermitteltheit und Unerklärlichkeit schockierend wirkt. In der Personifikation „Das Rohr bebt gelb und aufgeschossen“ (V. 11) verbinden sich gleichsam die Erschütterung des lyrischen Ichs und die Bewegung des Schilfrohrs angesichts der ungeheuerlichen Vorgänge in der Natur und der grausamen Gewalt, die der wehrlosen Natur angetan wird. Die Aufzählung „Frost, Rauch, ein Schritt im leeren Hain“ (V. 12) fasst die Kälte, die Zerstörung und die Leere in einem Vers zusammen und bekräftigt damit die kalte Gleichgültigkeit der Natur und die Einsamkeit, Verlorenheit und Entfremdung des lyrischen Ichs.

*Situation des lyrischen Ichs*

*Erfassen und Deuten der Darstellung der Natur*

*Wirkung sprachlicher Mittel*



## Schluss

Die Interpretation des Gedichts bestätigt die Entfremdung des lyrischen Ichs von der Natur. Dies wird besonders im letzten Vers deutlich, der die existenzielle Einsamkeit des lyrischen Ichs zum Ausdruck bringt. Die alte, vertraute Welt ist in den Augen des lyrischen Ichs unterhöhlt und zu einer unheimlichen und bedrohlichen Kulisse geworden, in der sich Gewalt und Tod ganz offen zeigen.

*Rückbezug auf die Deutungsthese  
pointiertes Fazit*

## Hauptteil II

Das Gedicht „Im Winter“ ist 1913, also in der Epoche des Expressionismus, entstanden. Der Epochenbezug wird im Gedicht vor allem durch die eindringliche Darstellung der Entfremdung des Menschen von der Natur deutlich. Der lyrische Sprecher empfindet diese als düsteren, öden und unheimlichen Ort, in dem eine unterschwellige Bedrohung durch eine anonyme Gewalt spürbar ist, die sich am Ende des Gedichts offen zeigt. Ein weiteres typisches Motiv der Epoche, das auch im Gedicht „Im Winter“ von Trakl wiederzufinden ist, ist das Motiv des Untergangs. Die alte und vertraute Welt ist zusammengebrochen und dem Untergang geweiht, was durch kontrastive, verstörende und groteske Bilder wie dem sanft verblutenden Wild und den in blutigen Gossen plätschernden Raben ausgedrückt wird. Auch der leere und ungeheure Himmel, der die Abwesenheit eines Gottes und damit das Fehlen jeglicher Hoffnung auf Beistand, Trost oder Rettung anzeigt, ist in diesem Zusammenhang zu nennen.

Die zahlreichen sprachlichen Besonderheiten wie die expressiven Adjektive und Verben sowie die auffallende Farbsymbolik – Weiß für Kälte, Grau für Nüchternheit und Gleichgültigkeit, Gelb für Absterben, Rot für Gewalt, Schwarz für Bedrohung und Tod – sind ebenfalls typische Merkmale der Epoche im Gedicht. Auch der Kontrast zwischen der regelmäßigen formalen Gestaltung und dem disharmonischen Inhalt des Gedichts findet sich in zahlreichen anderen Gedichten der Epoche des Expressionismus wieder.

*Einordnung des Gedichts in die Epoche*